

in Zweifel zu setzen GÖTTE 52, 210. 2. DEUTSCH, adj. und adv. germanus, teutonius, un-
tisc (GRAFF 5, 130), mhd. diutisch tiusch (BEN. 1, 325), allsch.
thiudisc, niederd. düdesk, niederl. diutsch, schwed. tysk, dan.
tydsk, die Engländer gebrauchen german, die Franzosen alle-
mand. da es von diet, goth. þiuda, ahd. diot diota abstammt,
wie Gramm. 1³, 14 gezeigt ist, so bedeutet es ursprünglich gen-
tilis, popularis, vulgaris; im gothischen heißt þiudiskō heid-
nisch, ἔθνητικῶς. unzweifelhaft ist es im anlaut mit d zu
schreiben und nur die unorganische Verwechslung der tenuis
mit der media, die freilich, wie wir oben gesehen haben, oft
vorkommt, ist schuld dasz man im 16ten und 17ten jahrhun-
dert schon bei WALTHER, WOLFRAM, in den Nibel. findet m
tiutsch (BEN. 1, 326).

Wolfgang Krischke

Was heißt hier Deutsch?

Kleine Geschichte der deutschen Sprache

C·H·Beck

Wenn wir sprechen, liegt uns die Vergangenheit auf der Zunge. Nicht nur jedes Wort hat seine Geschichte – historisch gewachsen sind auch die grammatischen Formen, die Schreibweisen und Ausspracheregeln und nicht zuletzt unsere Urteile und Vorurteile über gutes und schlechtes Deutsch.

Sprachwissenschaftler haben eine Fülle von hochinteressanten Details zur Geschichte der deutschen Sprache zusammengetragen. Aber der Großteil dieses Wissensschatzes liegt verborgen – um nicht zu sagen begraben – in schwer zugänglichen Fachpublikationen, verfasst von und für Experten. Etwas davon ans Licht einer größeren sprachinteressierten Öffentlichkeit zu bringen, ist Ziel dieses Buches.

Die vielen «Originaltöne» aus den verschiedenen Jahrhunderten sollen dem Leser einen lebendigen Eindruck vom Sprechen und Schreiben der Menschen vermitteln. Die dialektalen Färbungen und unregelmäßigen Schreibweisen dieser Stimmen spiegeln die Entwicklung einer Sprache, deren Vereinheitlichung und Standardisierung noch nicht sehr lange zurückliegt.

Wolfgang Krischke ist promovierter Sprachwissenschaftler, freier Journalist und Autor und hat an den Universitäten Hamburg, Bremen und Tübingen gelehrt.

Wolfgang Krischke

Was heißt hier Deutsch?

*Kleine Geschichte
der deutschen Sprache*

C.H.Beck

C.H.Beck

PAPERBACK

Inhalt

1. Was heißt hier «Deutsch»?

Prolog im schweigenden Wald

Die altdeutsche Sprachwelt

Germanische Wurzeln

Gud-Run raunt

Forsaichistu diobolae? Gebete und Beschwörungen

Schneisen ins Dickicht: Die ersten deutschen Wörter werden geschrieben

Das Wort «deutsch» und seine Wurzeln

Die Namen der anderen: Deutsch, dutch und allemand

Die eingepflanzte Deutschlichkeit

Hochdeutsch und andere Dialekte

2. Unterwegs zur Hochsprache

Exklusiv: Die Sprache der Ritterlichkeit

Bürgerlich: Die Sprache des Kontors

Der Sog der Schriftlichkeit

Standardisierung - Die Evolution in der Schreibstube

Der niederdeutsche Weg zur Hochsprache

Der hochdeutsche Weg zur Hochsprache

Martin Luther: Klar vnd gewaltiglich verteutschen

Der Buchdruck - Die Heilige Schrift als Medienereignis

Die katholische Gaiß - Sprachstreit der Konfessionen

Das Niederdeutsche sinkt ab zum Dialekt

Richtig schön falsch - Hochdeutsch wird «korrekt»

Skandal im Hörsaal - Deutsch contra Latein

Salon-Französisch und Gassen-Deutsch

Die Grammatiker bringen Deutsch zur Sprache

«Dem Johann sein Weib ihr Großvater» - Das richtige und das wirkliche Deutsch

Bebe-, Blas- und Mampflaute - Die hochdeutsche Aussprache entsteht

Hannovers raanes Deutsch

Vom Dialekt zum Regiolekt

Vom Welt-deütsh zur Leichten Sprache

Erbleichende Wörter - Warum Bedeutungen sich ändern

3. Buchstabenkämpfe - Der Streit um die rechte Schreibung

Gegen die Gemechlichen und Endrungsscheüen

Mönchsorthographie? Die Emanzipation des Schreibens vom Sprechen

Jacob Grimm und die Leffel-Partei

Konfusion in der Schule

Der radikale Duden

Die gescheiterte Revolution

Raumers Prinzipien setzen sich durch

Die Ottographie

Zweiter Versuch

Die Sucht nach Genauigkeit

Keine Ruhe

Rechtschreibreform im Nationalsozialismus

«Stunde Null»

Orthographie im Kalten Krieg

nieder mit der reaktionären großschreibung

Sand im Getriebe

Auf den Barrikaden

Die Reform der Reform

Nach der Reform ist vor der Reform

Warum schreibt man ...? Besonderheiten der deutschen Orthographie

Im Spinnwebwald – Fraktur und Sütterlin

Schreibsprech digital

4. Frengleutsch – Was die fremden Sprachen bringen

Wie viele Lehnwörter gibt es im Deutschen?

Indogermanische Entlehnungen

Latein: Sprachliche Entwicklungshilfe für Germanien

Die Welt der Ritter – Modesprache Französisch

Imponieren auf Flämisch

Barockzeit – Der alamodische Cavalier

Die verfrömdete Sprache

Grammatik im Herrenclub – Die Sprachgesellschaften

Potschamperl – Die Dominanz des Französischen

Schweißloch mit Feingefühl – Campes Kreationen

Wilhelminische Fremdwortjäger: Der Allgemeine Deutsche Sprachverein

Deutsch wird upgedatet

Die Dequalifizierung des Deutschen

5. Deutsch im Formtief? Grammatisches End(ungs)spiel

Einst boll der Hund

Der gefühlte Verfall

Hinab in die Vergangenheit

Indogermanische Anfänge

Neue Akzente, bröckelnde Endungen

Ablaut im Umbau - Die Erfindung der schwachen Verben

Dank der Grammatikalisierung

Zukunftsansichten - Die Schriftbremse

Durchgewunken - Ein Lob der Unregelmäßigkeit

6. Genus, Sexus, Gender: Die Vergeschlechterung der Grammatik

Genus und Geschlecht

Handlungsfähig: Die indogermanischen Ur-Genera

Die Geburt des Femininum

Das Maskulinum als Serienprodukt

Bestirnte Sprache - Der Streit ums Gendern

Marsch in die Institutionen

Die Grammatik der Weltverbesserung

Ein Stern geht auf

Sehr geehrte Persönlichkeiten!

Der Rat für Rechtschreibung und das Gendern

Die gewandelte Sprache

Anmerkungen

Quellen und Literatur

Register

1. Was heißt hier «Deutsch»?

Prolog im schweigenden Wald

Der Mund öffnet sich. Die Worte, die zwischen Zahnstümpfen hervorkommen, klingen vertraut und zugleich fremd, wie ein abgelegener Dialekt: *Uanan quemet ir, bruoder?*

Eine abgehärmte Gestalt ist es, die uns «Bruder» nennt und wissen möchte, woher wir kommen. Der verschlissene Umhang aus Wolle hat die Farbe des schlammigen Waldwegs, auf dem wir uns gegenüberstehen.

Was antwortet man so jemandem? Dass man ihn nur mit Mühe versteht, weil man aus einer Zeit kommt, die mehr als tausend Jahre in der Zukunft liegt? In der die Wörter seiner Sprache nur noch als ferne Echos existieren?

Unser Wanderer runzelt die Stirn, er macht einen Schritt zurück. Wie soll er unser Schweigen deuten, mitten im schweigenden Wald? Wollen wir ihn berauben? Sind wir ein böser Geist? Misstrauen, Furcht und eine Spur von Zorn malen sich auf seinem Gesicht ab. Gepresst fragt er noch einmal – und jetzt duzt er uns – nach dem Wer und Woher: *Uuer pistu? Uuana kimmst du?*

Wir gehen einen Schritt auf ihn zu, sagen *Bruoder* zu ihm, strecken den Arm aus zu einem Handschlag, der die Kluft zwischen unseren Zeiten überbrücken soll. Doch die Anbiederei stimmt ihn nicht freundlicher. Er weicht zurück, greift unter den Mantel und zischt: *Hundes ars in dine naso.*

Ein Hundearsch wird in unsere Nase gewünscht – da erlauben wir uns, die Nase voll zu haben. Wir drücken die mentale Stopp-Taste, lassen die Szene einfrieren auf dem Monitor unserer Imagination. Unser altdeutscher Mitbürger mit dem schlechten Gebiss verharret, vom Zauberspruch gebannt, mit der Hand unter dem Umhang.

Was immer er dort hervorziehen wollte – Messer oder Knüttel vielleicht – bleibt verborgen. Unser erster Kontakt mit der altdeutschen Sprachwelt ist beendet.

Die altdeutsche Sprachwelt

Rau ist die Zeit, in die wir uns hier versetzen, die Jahrhunderte zwischen 500 und 1000, als sich aus dem Germanischen die Dialekte herauschälten, die Sprachwissenschaftler erst später unter den Sammelbegriff «deutsch» fassen werden. Urwälder, Sümpfe, feuchte Flussniederungen überzogen Mitteleuropa. Die Dörfer und Felder lagen als winzige Inseln in einem dichten Meer aus Grün. Mit Spaten, Axt und Pflug rangen die Bauern der Wildnis urbares Land ab. Plackerei bestimmte ihr Leben vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne. Man hauste in zugigen, verqualmten Hütten. Nach Sonnenuntergang regierte die Dunkelheit, kaum jemand konnte sich Talg- oder Wachslichter leisten. Schmutz, Gestank und Parasiten gehörten zum Alltag. Immer drohten Missernten, Krankheiten und früher Tod.

Der Lebenskreis war auf den Wohnort und die nähere Umgebung beschränkt. Jenseits davon begann das Ausland – dort zu sein, hieß *elilenti* zu sein. Unser *Elend* stammt von dem althochdeutschen Wort ab. Auf Reisen ging nur, wer es unbedingt musste. Die wenigen Fernwege waren schlecht. Der Wald erschien als eine feindliche grüne Welt. Man kommunizierte fast nur mündlich, von Angesicht zu Angesicht. Briefe und Bücher waren die Medien einer winzigen Minderheit, auch sie wurden laut vorgelesen, denn die Schrift galt nur als vorübergehender Speicher des Klangs. Eine massenmediale Sprachwelt wie die unsere, die von frei flottierenden Wörtern überquillt, wäre jenen Zeitgenossen fremd und unheimlich erschienen.

Die Stimmen der einfachen, ungebildeten Menschen, der großen Mehrheit also, dringen aus jener Zeit nur sehr gefiltert zu uns. In den Pergamenten fanden sie nur selten Niederschlag. Die einzigen, die lesen und schreiben konnten, waren Geistliche. Ihre Hauptsprache war Latein, in ihr sind die meisten Texte geschrieben, die Volkssprache führte nur ein Schattendasein. Aus der Zeit zwischen 700 und 900 sind etwa 1200 Handschriften überliefert, die ganz oder teilweise auf Althochdeutsch geschrieben sind, die Zahl der lateinischen beträgt mehr als das Siebenfache.

Auch die deutsch geschriebenen Texte sind von der christlichlateinischen Gelehrsamkeit der Mönche durchtränkt. Gebete, Segenssprüche, biblisch inspirierte Gedichte und Erzählungen überwiegen. Daneben stehen Rechtstexte, Eidformeln, geographische Beschreibungen. Immerhin – mancher mönchische Schreiber, der am Stehpult seinem anstrengenden Handwerk nachging, erlaubte sich dann und wann einen Ausflug in die profane Welt der Alltagssprache und notierte auf freigebliebenen Seiten Redewendungen, Sprichwörter, Zauberformeln oder anzügliche Verse. Sie erlauben den Blick in eine Sprach- und Gedankenwelt, die konkret und direkt, manchmal derb und spöttisch ist.

*liubene ersazta sine gruz
unde kab sina tohter uz
to cham aber starzfidere
prahta imo sine tohter uuidere*

Liubene setzte sein Hochzeitsbier an
und verheiratete seine Tochter.
Da kam aber der gefiederte Schweif
und brachte ihm seine Tochter wieder

Manche Geistliche wagten es, Bruchstücke aus der heidnischen Welt germanischer Götter- und Heldensagen

zu konservieren. Dazu gehören die Merseburger Zaubersprüche, benannt nach ihrem Fundort, dem Dom von Merseburg. Jemand hatte die Zeilen trotz - oder wegen? - ihres heidnischen Inhalts auf die leer gebliebenen Seiten einer theologischen Handschrift geschrieben.

*Phol unde uodan uoron zi holza
do uuart demo balderes uolon sin uuoz birenkit.
thu biguol en sinthgun sunna era suister
thu biguol en friia uolla era suister
thu biguol en uuodan so he uuola conda
sose benrenki sose blutrenki
sose lidirenki
ben zi bena bluot zi bluoda
lid zi geliden sose gelimida sin*

Phol und Wotan ritten in den Wald.
Da verrenkte sich Balders Fohlen einen Fuß.
Da besprach ihn Sindgund, der Sonne Schwester,
da besprach ihn Frija, der Volla Schwester,
da besprach ihn Wotan, so gut nur er [allein] es
vermochte: wie die Verrenkung des Knochens so [ist] die
Verrenkung des Blutes,
so die der Glieder,
Knochen zu Knochen, Blut zu Blut
Glied zum Gliede. So seien sie fest zusammengeleimt.

Germanische Wurzeln

Diese Verse führen uns zurück bis in die Welt der Germanen, die den sprachlichen Wurzelboden für das Deutsche legte. Wie haben sie gesprochen? Zum Beispiel so:

*EK HLEWAGASTIZ : HOLTIJAZ : HORNA :
TAWIDO*

Ich, Hlewagast, Holtes Sohn (oder: Sohn des
Holzschnitzers) stellte das Horn her.

Diese Worte ritzte jemand zwischen 350 und 450 in ein Goldhorn, das 1639 in Gallehus in der Nähe des dänischen Tondern gefunden wurde. Die Sprache ist Nordwestgermanisch, die Keimzelle der späteren westgermanischen Sprachen Deutsch, Niederländisch, Englisch, Friesisch und Jiddisch sowie der nordgermanischen Sprachen Dänisch, Norwegisch, Schwedisch und Isländisch. Ein anderer Zweig, der sich schon im 4. Jahrhundert aus dem gemeinsamen Ur-Germanisch ausgegliedert hatte, ist das heute ausgestorbene Ostgermanisch mit seinem wichtigsten Vertreter, dem Gotischen (zur Grammatik des Germanischen und den indogermanischen Wurzeln s. S. 272) Der Klang des Germanischen war dem heutigen Niederdeutsch und Niederländisch ähnlicher als dem Hochdeutschen. Für eine «englische» Färbung sorgte der Lispellaut *þ*, der dem englischen *th* entspricht und sich auch noch im Deutsch des frühen Mittelalters findet. Verglichen mit den klassischen europäischen Literatursprachen Griechisch und Latein sind die sprachlichen Überlieferungen des Germanischen spärlich. Dazu gehören einige Dutzend kurze Runeninschriften aus dem 2. bis 6. Jahrhundert sowie mehrere germanische Wörter, die römische Autoren wie Caesar und Tacitus notiert haben, beispielsweise *urus* <Aurochse>, *sapo* <Schminke, Seife>, *glesum* <Bernstein, Glas>, *flado* <Fladen>, *harpa* <Harfe>, *medus* <Met>, *ganta* <Gans>. Einen Blick in die germanische Vergangenheit gewährt auch das Finnische, das einige germanische Lehnwörter in altertümlicher Form bewahrt hat: *rengas* <Ring>, *kuningas*

«König», *gernas* «gern», *tiuris* «teuer», *hansa* «Schar, Volk», *pelto* «Feld». Da germanische Stämme sich in der Völkerwanderungszeit über ganz Europa verteilten, finden sich ihre sprachlichen Spuren auch dort, wo man sie nicht unbedingt vermuten würde: In spanischen Namen wie *Rodrigo* (*Hrôþrîks* / *Roderich* «Ruhm + Herrscher») oder *Fernando* (*Frîþunanþ* «Friede + Ruhm») hallt noch die Zeit der Westgoten nach. Und auch der typisch spanische Rachenlaut (*Juan*) und das «gelispelte» *s* (*entonces*) sind wohl ein germanisches Erbe. Die Goten haben der Nachwelt freilich weit mehr hinterlassen, nämlich eine Übersetzung der Heiligen Schrift aus dem Griechischen ins Gotische, die um 375 im heutigen Bulgarien entstand (s. S. 224). Diese nach ihrem Verfasser benannte «Wulfila-Bibel» ist der längste germanische Text, den wir kennen. Der Missionsbischof Wulfila hatte für seine Übersetzung eine eigene Schrift mit griechischen, lateinischen und runischen Buchstaben entwickelt. Der Anfang des Vaterunsers lautet auf Gotisch: *Atta unsar thu in himinam, weihnai namo thein. Qimai thiudinassus þeins...*

Gud-Run raunt

Zu den faszinierendsten Hinterlassenschaften der Germanen gehören die Runen. Das Rätselhafte der spitzwinkligen Zeichen steckt schon in ihrem Namen, der «Geheimnis» bedeutet. *Rune* findet sich im Wort *raunen* ebenso wie in *Gudrun* («Kampfrune» im Sinne von «die sich mit Kampfrunen auskennt») oder *Sigrun* («Siegrune»). Runen wurden in Stein, Knochen, Holz oder Metall geritzt. Das germanische *writan* «Runen ritzen» steckt im englischen *to write* ebenso wie in den deutschen Wörtern *ritzen*, *reißen*, *Reißbrett* und *Aufriss*.

Glaukt man den germanischen Mythen, dann stammen die Runen von Göttervater Odin. Der rammte sich zum Zweck der Bewusstseinerweiterung einen Speer durch den Leib und hängte sich daran zwischen den Ästen eines Baumes auf. Die Visionen, die er während dieser Extrem-Meditation empfing, lehrten ihn, wie man Runen ritzt und ihre magische Macht benutzt.

Wie die ältesten germanischen Schriftzeichen tatsächlich entstanden, liegt im Dunkeln: Die Wissenschaftler sind sich einig, dass die Germanen die Zeichen nicht erfanden, sondern auf eine Vorlage zurückgriffen, die sie abwandeln. Welche das war, darüber gehen die Meinungen auseinander. In der Diskussion sind das griechische, das etruskische oder das lateinische Alphabet, die alle auf die phönizische Schrift zurückgehen. Die Mehrheit der Forscher bevorzugt die Lateinlösung. Allerdings wurden die ältesten Runeninschriften nicht an den Grenzen des Römischen Reichs, also am Limes oder in den Alpen gefunden, sondern weitab in Südsandinavien und Schleswig-Holstein. Möglicherweise ist die Runenschrift Frucht einer kulturellen Blütezeit, die in dieser Region seit dem 1. Jahrhundert herrschte. Die germanische Oberschicht dort importierte Luxusgüter aus dem Imperium und orientierte sich am Lebensstil der römischen Elite. In diesem Zusammenhang könnten die Germanen auch das Alphabet übernommen und für ihre Zwecke abgewandelt haben. Möglicherweise dienten die Runen als Identitätssymbole einer Kriegerelite. Einer anderen Theorie zufolge waren es die Phönizier selbst, genauer gesagt die Karthager, die die Nordseeküsten besuchten und die dort lebenden Germanen bereits um 300 vor Christus zum Runenschreiben inspirierten. Tatsächlich gibt es einige auffällige Ähnlichkeiten mit dem phönizischen Alphabet. Trotzdem steht diese Theorie bislang auf wackligen Beinen: Zwar ist belegt, dass Phönizier Expeditionen zu den britischen Inseln

unternahmen. Reisen nach Germanien jedoch sind weder in den schriftlichen Quellen noch durch archäologische Zeugnisse dokumentiert. Hinzu kommt, dass die ältesten gesicherten Runenfunde erst aus der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christus stammen, als Karthago schon längst nicht mehr existierte.

Das Runenalphabet wird nach seinen ersten sechs Lauten «Fupark» genannt, ähnlich wie unser Alphabet «ABC» heißt. Der *f*-Laut entspricht dem englischen *th*. Die 24 Runen, aus denen das Fupark bestand, waren jedoch mehr als nur Buchstaben, die Laute wiedergaben. Jede Rune hatte außerdem einen Namen, der mit dem betreffenden Laut begann. So steht die Rune für *F* auch für das Wort *fehu* «Vieh, Vermögen». *U* steht für *ūruz* «Auerochse», *Þ* für *þurisaz* «Thurse, Riese», *A* für *ansuz* «Ase», *R* für *raidō* «Ritt, Fahrt, Wagen» und *K* für *kaunan* «Geschwür, Krankheit». Um solche Wörter zu schreiben, reichte es, wenn man nur die jeweilige Rune ritzte. Beschrieben wurden Steine und Felsplatten, Waffen, Schmuck, Amulette, Kämmen, Kästchen, Ringe, Goldhörner und kleine Statuen. Der *Stab* im Wort *Buchstabe* bezeichnete ursprünglich den senkrechten Strich der Runen, an den die Haken und Querstriche angefügt wurden.

Feierliche Formeln - Die Sprache hinter den Zeichen

Ein Volk von Schriftgelehrten waren die Germanen trotz der Runen nicht. Nur sehr wenige beherrschten diese Schrift. Es spricht einiges dafür, dass diese «Runenmeister» zu einer kleinen germanischen Bildungselite gehörten, die Latein konnte. Benutzt wurden die Runen vor allem für kurze Mitteilungen, Sprüche oder magische Formeln. Häufig beschränkte sich die Inschrift

auf die Namen von Besitzern, Schenkenden oder Beschenkten. Oft verewigten sich stolze Ritzer auch nur selbst, so wie sie es noch heute auf Parkbänken und Baumstämmen tun:

BidawarijaR talgidai
BidawarijaR schnitzte.

Für längere Texte wurden die Runen nicht genutzt. Ihre Sagen und Gesänge, ihre Geschichten, Rechtsvorschriften, Sitten und Gebräuche überlieferten die Germanen mündlich von Generation zu Generation. Deshalb konnten die Runen auch nie die kulturgeschichtliche Bedeutung des lateinischen oder griechischen Alphabets erlangen. Die längste bisher gefundene Inschrift steht auf einem Steinblock, den ein Mann namens Varin seinem toten Sohn weihte. Sie ist 750 Zeichen lang. Das entspricht einem Kurzbericht in der Zeitung.

Die Magie des Lauchs

In der Vorstellungswelt der Germanen waren Runen nicht bloß Buchstaben – sie hatten auch Zauberkraft. Auf Schwertern oder Pfeilschäften halfen sie im Kampf, Rettungsrunen gaben Beistand bei Krankheit und Not. Es gab Runen für die Geburtshilfe und Schutzrunen gegen «Frauentrug». Runen, die man den Verstorbenen mitgab, sollten vor Grabräubern schützen – aber auch vor den Verstorbenen selbst, die man als Wiedergänger fürchtete. Deshalb richteten die Hinterbliebenen die abwehrenden Worte mitunter ins Innere des Grabes. An guten Ratschlägen für die Toten fehlte es nicht: «Nutze Deinen Hügel wohl», mahnen Runensteine auf Fünen und Seeland.

Mehr dem Leben zugewandt waren die Runen für den Liebeszauber. «Friedel, du fasse mich», lautet eine solche Liebesinschrift auf einer Scheibenfibel, die bei Zürich in einem Frauengrab gefunden wurde. Am Ende sind zwei L-Runen eingraviert: Sie stehen für *Laukaz* <Lauch>. Hinter der harmlosen Gemüse-Runen verbirgt sich die Geheimbedeutung <Glieder>. Lauchstangen hatten für die Germanen eine besondere Bedeutung. Ihnen schrieben sie Heilkraft und magische Wirkung zu, sie galten als Aphrodisiakum und Symbol der Fruchtbarkeit. Sagen berichten von einer Bäuerin im Norden Norwegens, die einen Pferdephallus zur Konservierung in Lauch einwickelte, damit die Familie ihm allabendlich huldigen konnte.

Die ältesten Runen

Etwa 6500 Runeninschriften wurden bislang gefunden, die meisten entstanden allerdings erst in nachgermanischer Zeit. Der Löwenanteil aller Runenfunde stammt aus Skandinavien, 80 Inschriften kommen aus Deutschland, andere Fundorte liegen in England, in den Niederlanden und in Irland. Durch die Wikinger gelangten Runen selbst nach Russland und Griechenland. Die Zahl der bekannten Inschriften wächst dauernd, weil die Archäologen immer neue Funde machen. Am häufigsten handelt es sich um Inschriften auf Stein oder Metall, denn diese Materialien haben die Jahrhunderte am besten überdauert. Aber Moorgrabungen brachten auch Runen auf Holz und Knochen ans Licht.

Der vielleicht älteste Runenfund stammt aus der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts. Es ist eine Gewandspange, eine so genannte Fibel, die im schleswig-hosteinischen Meldorf entdeckt wurde. In das Metall ist die Lautfolge *hiwi*

eingraviert – möglicherweise eine Widmungsinschrift für eine Frau. Bislang weiß man allerdings nicht, ob es sich hierbei wirklich um Runen handelt oder nur um den ungelungenen Versuch, lateinische Buchstaben zu ritzen. Keinen Zweifel gibt es bei den nächstälteren Funden aus dem 2. Jahrhundert: ein Kamm, entdeckt bei Vimose im dänischen Fünen, mit dem Männernamen *harja* und eine Lanzenspitze aus einem Grab im norwegischen Oppland. Sie trägt das Wort *raunijaR* eingraviert mit der Bedeutung <Erprober>. Die magische Bezeichnung für die Waffe sollte beim Angriff Glück bringen.

Kulturexport von Nord nach Süd

Die Runen waren zunächst vor allem eine Sache der Nordgermanen. Im späteren Deutschland verbreiteten sie sich erst mit Verzögerung. Eine Ausnahme bildet Süd-Schleswig, das damals zum nordischen Kulturkreis gehörte. Im 4. und 5. Jahrhundert gelangten einzelne Inschriften in das heutige Niedersachsen. Zu einer echten Runen-Mode kam es im 6. Jahrhundert: Vor allem im heutigen Baden-Württemberg haben Archäologen eine Vielzahl von Schmuckstücken mit Runeninschriften aus dieser Zeit gefunden. Die Runen wurden hier populär, nachdem die Franken im Jahr 531 die Thüringer besiegt hatten. Deren Reich hatte zuvor wie ein Sperrriegel die Verbindungen zwischen Norden und Süden blockiert. Jetzt war der Weg frei für skandinavische Importe, die im Land der Alemannen offenbar eine regelrechte Nordland-Welle auslösten.

Im 8. Jahrhundert veränderte sich das Runenalphabet in Skandinavien. Die Zahl der Buchstaben schrumpfte von 24 auf 16. Der Popularität der Runen tat das keinen Abbruch – im Gegenteil: Im Hochmittelalter entwickelten sie sich in

den nordischen Ländern immer stärker zu einer Alltagsschrift. In quadratische Hölzchen geritzt diente sie für Kurzmitteilungen aller Art von Liebesgrüßen bis zu «Lieferscheinen», die die Kaufleute ihren Waren anhefteten. Ihren heidnischen Ursprung legten die Runen nach und nach völlig ab. Sie finden sich mit christlichen Inhalten auf Kirchenmauern und Glocken, Taufbecken und Gräbern. Bis zur Buchschrift brachten es die Runen allerdings auch in Skandinavien nicht. Zu eng war die Schreibkultur der gelehrten Bücherwelt mit dem Erbe der klassischen Antike verbunden.

In den deutschsprachigen Gebieten kamen die Runen bereits im 7. Jahrhundert aus dem Gebrauch. Das geschah offenbar ohne äußeren Druck. Die Kirche jedenfalls bekämpfte die germanischen Zeichen hier ebensowenig wie in Skandinavien. Für sie zählte, was jemand schrieb, nicht mit welchen Buchstaben. Etliche Grabbeigaben aus Deutschland tragen Runen-Inschriften mit dem Bekenntnis zum christlichen Glauben. Auch Klosterschreiber notierten in ihren Pergamenten gelegentlich Namen oder kurze Sätze in Runenschrift. Geistliche Gelehrte zeichneten Runenalphabete auf, weil sie glaubten, dass sich dahinter eine Ursprache verberge. Doch mehr als solch antiquarisches Interesse vermochten die Runen bald nicht mehr zu erwecken. Gegen die Ausstrahlung Roms und der lateinisch-christlichen Kultur konnten sie sich in den deutschsprachigen Gebieten anders als in Nordeuropa nicht behaupten. Sie veralteten und starben aus, ähnlich wie in unserer Zeit die Sütterlin-Schrift.

Forsaichistu diobolae? Gebete und Beschwörungen

Kehren wir aus der germanischen Zeit zurück in die etwas jüngere des frühen Deutsch. Allzu groß ist der Sprung nicht. Mochten die Runen auch verwittern, die germanische Welt, in der persönliche Bindungen, Treue und Gefolgschaft, nicht staatliche Institutionen, das Gerüst der Gesellschaft bildeten, ragte noch weit in das Mittelalter hinein. Den Horizont des Adels bestimmten archaische Werte, seine Koordinaten waren Ehre und Rache, Jagd, Kampf und Beutegier. Gewalt gehörte zum täglichen Leben: Fehden, Kriege und Jagdunfälle brachten viele Herren schon in jungen Jahren ins Grab. Auch die Adligen waren in ihrer großen Mehrheit Analphabeten. Das Schwert, nicht die Feder, machte den Mann zum Mann. Die Tugenden des Nahkampfs verhiessen auch dem König ewigen Ruhm.

*suman thuruhskluog her, suman thruhstach her Her
skancta ce hanton. Sinan fianton bitteres lides.*

Den einen erschlug er, den anderen durchstach er, seinen Feinden schenkte er sogleich bitteren Trank aus.

So heißt es im «Ludwigslied» zum «seligen Angedenken» an Ludwig III., der 881 mit seinem Heer die Normannen besiegte.

Erst im 9. Jahrhundert wurden auch die letzten noch heidnisch gebliebenen Gebiete des deutschen Sprachraums christianisiert. Aber oft genug blieb die Bekehrung oberflächlich. Wichtiger als die Erforschung der Seele waren Formeln und Rituale. Glauben bedeutete, sie korrekt zu vollziehen. Bei den Niederdeutsch sprechenden Sachsen, denen Karl der Große mit dem Schwert den neuen Glauben aufzwang, hörte sich das so an:

*Forsaichistu diobolae? Ec forsachu diobolae.
End allum diobolgelde? End ec forsachu allum
diobogeldae. End allum dioboles uuercum? End ec*

*forsachu allum dioboles uuercum and uuordum,
Thunnaer ende Uuoden ende Saxnote ende allum them
unholdum, the ira genotas sind.*

Schwörst du dem Teufel ab? Ich schwöre dem Teufel ab.
Und jedem Teufelsopfer? Und ich schwöre jedem
Teufelsopfer ab. Und allen Werken des Teufels? Und ich
schwöre allen Werken und Worten des Teufels ab, Donar,
Wotan, Saxnot und allen Götzen, die ihre Genossen sind.

Unter dem Firnis des Christentums lebte der Glaube an
Zauberei weiter. Himmel und Erde, Pflanzen, Tiere und
Menschen, Gedanken und Dinge waren durch ein
verborgenes sympathisches Wirkungsgeflecht
miteinander verbunden, das man durch die richtigen Worte
beeinflussen konnte. Vor den Unbilden des Schicksals
suchte man Zuflucht bei Beschwörungen, in denen sich
magische Formeln mit christlichen Gebeten vermengten.

*Ih bimuniun dih. suaz pi gode iouh pi christe daz tu
niewedar ni gi-tuo. noh tolc noh tot houpit.*

Ich beschwöre dich, Geschwür bei Gott und Christus,
dass du nie mehr eine Wunde machst oder den Tod
bewirkst.

Die Sprache der Menschen in dieser Zeit nennen wir heute
Deutsch, doch suggeriert der Begriff eine Einheitlichkeit,
die es nicht gab. Was im Rückblick so heißt, war in dieser
Zeit nicht mehr als ein Netzwerk verwandter Dialekte. Die
Möglichkeiten für Bewohner verschiedener Regionen, sich
zu verständigen, dürften so gut oder schlecht wie zwischen
heutigen Dialektsprechern gewesen sein. Für eine gewisse
Vereinheitlichung zumindest in der Schriftsprache sorgten
vor allem die Geistlichen in den Klöstern, die sich
bemühten, Kontakt untereinander zu halten. Wie stark die

Übereinstimmungen sein konnten, zeigen die Anfänge des Vaterunsers:

*Fater unseer, thû pist in himile, uuîhi namun dînan,
qhueme*

rîhhi dîn ... St. Gallen (8. Jahrhundert,
alemannisch)

Fater unsêr, dû pist in himilum ... Kauuîhit sî namo dîn, ...

Piqhueme rîhhi dîn ... Freising (9. Jahrhundert,
bairisch)

*Fater unsêr, thu in himilom bist, giuuhîhit sî namo thîn,
quaeme*

rîchi thîn ... Weißenburg (9. Jahrhundert,
rheinfränkisch)

Fater unser, thû thar bist in himile, sî giheilagôt thîn name,

queme thîn rîhhi ... Fulda (9. Jahrhundert,
ostfränkisch)

Schneisen ins Dickicht: Die ersten deutschen Wörter werden geschrieben

Chumo kisceip filo chumor kipeit

Mit viel Mühe fertig geschrieben, mit noch mehr Mühe dies [das Ende] erwartet.

Dieser Stoßseufzer entrang sich der Brust eines mönchischen Schreibers im Kloster St. Gallen des 9. Jahrhunderts. Er und seine Klosterbrüder verbrachten ihre Tage im Skriptorium an Stehpulten, wo sie tagein, tagaus Buchstabe an Buchstabe auf das Pergament setzten. Der *Schriftsetzer* hat seine sprachlichen Wurzeln in diesen

Zeiten. Für diejenigen Geistlichen, die sich vom 8. Jahrhundert an daran machten, deutsche Wörter und Sätze niederzuschreiben, gesellte sich zur körperlichen Anstrengung noch die geistige Herausforderung. Sie waren Pioniere im Dickicht einer Sprache, für die weder Wörterbücher noch Orthographieregeln oder grammatische Nachschlagewerke existierten. Es gab nicht einmal eigene Schriftzeichen, nachdem die Tradition der Runen in Deutschland untergegangen war. Die Schreiber griffen deshalb auf das lateinische Alphabet zurück, dessen Zeichen aber nicht immer zu den deutschen Lauten passten. Um diese Lücken zu füllen, erfanden die Mönche das *w*, das ursprünglich ein doppeltes *u* war («double u» heißt es noch heute im Englischen), sie kombinierten Buchstaben wie *s*, *c* und *h* zu *sch* und *ch*, oder sie verdoppelten Vokale und Konsonanten, um lange und kurze Laute darzustellen (vgl. S. 195ff.).

Weil es keine verbindlichen Rechtschreibregeln gab, entwickelte jedes Kloster sein eigenes System. Dementsprechend viele Varianten finden sich in den alten Pergamenten. <Ludwig> zum Beispiel wird geschrieben als *lodhuuig*, *Ludhuuuig*, *Hludwîg*, *Ludouuig*. Die <Freude> gab es als *vröude*, *vröide*, *vreude*, *vröuwede*, *fröwede*, *fröwde*, *vrouwede*, *vrowede*, *vroude*, *vrôde*. Das *-ch* in «Reich» erscheint mal als *rîhhi*, dann wieder als *rîhi* oder *rîchi*. Da das *w* – damals «englisch» ausgesprochen (wie in *wood*) – oft durch ein doppeltes *u* dargestellt wurde, entstanden Gebilde wie *triuuue* (*triuwe* <Treue>) oder *uuunna* (*wunna* <Wonne>).

Welche Schwierigkeiten die Verschriftung bereitete, schildert der Mönch Otfrid von Weißenburg (800–875), der erste namentlich bekannte Dichter, der deutsch schrieb. Otfrid beschreibt – auf Latein – die «ungewöhnliche Lautung» seiner fränkischen Muttersprache wie ein Ethnologe, der die Sprache eines bislang unbekanntes Volkes verschriften soll. «Denn bisweilen fordert sie, wie

mir scheint, drei u – die ersten zwei meines Erachtens konsonantisch lautend, während das dritte u den Vokalklang beibehält – bisweilen konnte ich weder den Vokal a noch ein e, noch ein i und auch nicht ein u vorsehen: in solchen Fällen erschien es mir richtig, y einzusetzen. Aber auch gegen diesen Laut sträubt sich diese Sprache manchmal: sie geht überhaupt bei gewissen Lauten nur mühsam eine Verbindung mit einem bestimmten Schriftzeichen ein.»

Kein Wunder, dass sich manchem Mönch die Feder sträubte, wenn er statt im vertrauten Kirchenlatein in seiner Muttersprache schreiben sollte. So ging es auch Wisolf, einem alemannischen Klosterbruder, der um das Jahr 1000 das Lied vom heiligen Georg, dem Drachentöter, aufzeichnen wollte. Mit ungelenker Handschrift, zahllosen Verschreibern, Verbesserungen und immer wieder vertauschten Buchstaben quälte er sich durch die Verse, bis er entnervt mittendrin aufgab. *Ih ne kan* <Ich kann nicht> will er unter die letzte Zeile setzen. Aber nach *Ih n...* bricht er ab und schreibt das Gemeinte lieber im vertrauten Latein: *Nequeo* – das immerhin ist korrekt geschrieben.

Das älteste deutsche Buch

Eines der ersten deutschen Wörter, die den Weg aufs Pergament fanden, war *dheomodi* <demütig>. Das passt zu einer Schriftsprache, die im Schatten des Lateinischen stand und zunächst nur hinter den Mauern der Klöster gedieh. Das Wort steht am Anfang des ältesten erhaltenen deutschen Buches, eines lateinisch-deutschen Wörterverzeichnisses, genannt «Abrogans». Das ist die lateinische Vokabel für *demütig* und der erste Eintrag des Buches. Das bairische Original, das um 760 wahrscheinlich im Kloster Freising entstand, existiert nicht mehr. Erhalten

sind drei alemannische Abschriften aus dem späten 8. und dem 9. Jahrhundert, die heute in St. Gallen, Karlsruhe und Paris aufbewahrt werden. Wer sich den St. Galler «Abrogans», 320 Seiten dick, im Internet anschaut, sieht keine Prachthandschrift vor sich. Die Schreiber mussten sich mit einem löchrigem Pergament begnügen, gebunden zwischen hölzerne Buchdeckel. Nur wenige Buchstaben sind mit Ornamenten ausgeschmückt. Die Einträge, ungelentk geschrieben, stehen sich nicht in Spalten gegenüber, wie man es von einem Wörterbuch erwarten würde, sondern reihen sich, nur durch Punkte getrennt, aneinander. Die Vorlage war ein lateinisches Synonymenlexikon, das in Italien entstanden war, um seltenere lateinische Wörter und Wendungen der Bibel durch gängigere, ebenfalls lateinische Ausdrücke zu erläutern. Die deutschen Autoren notierten die deutschen Übersetzungen, etwa *helfa* <Hilfe> für *auxilium*, *firleitit* <verleitet> für *seducit* oder *kotes mines heli* <meines Gottes Heil> für *dei mei salus*. Da sie sowohl für das lateinische Stichwort als auch für dessen lateinische Synonyme althochdeutsche Entsprechungen suchten, mussten sie es mit einem sehr nuancierten Wortschatz aufnehmen. Für dessen Feinheiten existierten oft noch gar keine deutschen Vokabeln, so dass notdürftige Umschreibungen herhalten mussten. Das schmälert nicht die bewundernswerte Pionierleistung, die der «Abrogans» mit seinen über 3000 althochdeutschen Wörtern darstellt.

Die ersten Spuren deutscher Schriftsprache sind sogar noch einige Jahrzehnte älter als der «Abrogans» und finden sich in lateinischen Handschriften. Dort schrieben Mönche und Nonnen deutsche Wörter als Übersetzungshilfen an den Rand oder zwischen die Zeilen. Etwa zwei Drittel des althochdeutschen Wortschatzes sind durch solche «Glossen» überliefert. Sie wurden häufig nicht mit der wertvollen Tinte geschrieben, die nur im Skriptorium für Schreibaufträge zur Verfügung stand. Stattdessen

benutzten die Geistlichen Griffel, mit denen sie auch Notizen in ihre Wachstafeln ritzen, und kerbten damit die deutschen Wörter in das Pergament. Die frühesten dieser «Griffelglossen» stammen vom Beginn des 8. Jahrhunderts und finden sich in einer Handschrift aus dem luxemburgischen Echternach. Es sind die ältesten überlieferten deutschen Worte, wenn man von den wenigen Runeninschriften in althochdeutscher Sprache absieht. Lesbar sind die eingepprägten Buchstaben allerdings nur, wenn das Licht von der Seite fällt, deshalb entgingen sie auch lange den germanistischen Forschern. Ermunterung bei den ersten Versuchen, die Volkssprache zu verschriften, bekamen die deutschen Mönche von angelsächsischen Missionaren. In Britannien hatte man schon einige Jahrzehnte zuvor begonnen, altenglisch zu schreiben.

Im Namen die Tochter

Eigentlich eine ganz normale Taufe: Der Dorfpfarrer benetzt das Kind mit Weihwasser, macht das Zeichen des Kreuzes und spricht die Formel *in nomine patris et filii et spiritus sanctus*. So hat er es immer getan. Doch dieses Mal sitzt ein Abgesandter des Bischofs in der Kirche und den stört gewaltig, was er da hört. Die Worte des braven Priesters heißen auf Deutsch nämlich nicht «im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes», sondern «im Namen das Vaterland und die Tochter und der Heilige Geist». Das ist nicht nur Unsinn, sondern eine Verfälschung der heiligen Worte, die den gesamten Taufakt infrage stellt. Formeln, Gebete, Bibellesungen und Segensworte können Gott nur erreichen, wenn sie korrekt wiedergegeben werden.

Der Dorfgeistliche hatte das Pech, ertappt zu werden, war aber mit seinen mageren Sprachkenntnissen kein

Einzelfall. Viele Kleriker beherrschten das Lateinische nur ungenügend – dabei zeigte die Sprache des untergegangenen Römischen Reichs im frühen Mittelalter sowieso nur noch einen schwachen Abglanz einstiger Eleganz und Formstrenge. Die Normen der klassischen Antike hatten sich gelockert, weshalb wichtige kirchliche und juristische Texte in unterschiedlichen sprachlichen Varianten nebeneinander existierten. Karl der Große und seine Berater sahen in dieser «Sprachverwilderung» eine Gefahr für die Einheit des Reiches und der Rechtsprechung, vor allem aber für das Seelenheil. Sprachpflege war für Karl ein entscheidendes Mittel, in seinem Vielvölkerreich, das sich von Nordspanien bis an die Elbe erstreckte, den christlichen Glauben zu stärken, die kirchliche Ordnung zu straffen und die Verwaltung zu vereinheitlichen. Er setzte eine Bildungsreform in Gang, die vor allem von den Klöstern getragen wurde. Die Verbesserung der Lateinkenntnisse im Klerus stand dabei obenan.

Genauso wichtig war dem fränkischen König aber auch die Pflege der Volkssprachen. Deren Stellung in der Kirche wollte er stärken, um die Seelsorge fester in den Gemeinden zu verankern. Gott, davon war Karl überzeugt, konnte in jeder Sprache, nicht nur in den «heiligen Drei» – Griechisch, Hebräisch und Latein – angerufen werden. Deshalb verlangte er von den geistlichen Hirten, ihrer Herde häufiger als bisher in ihrer Muttersprache zu predigen. Im Westen des Reiches war das Romanisch, der Vorläufer des Französischen, im östlichen Teil Deutsch. Jeder Bewohner sollte wenigstens das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser in seiner Muttersprache auswendig können. Waren deutsche Worte bis dahin vor allem als Randnotizen zu lateinischen Texten aufs Pergament gelangt, so entstand jetzt ein verstärkter Bedarf nach zusammenhängenden deutschen Übersetzungen, die den Inhalt ihrer lateinischen Vorlagen korrekt wiedergaben und